

Gefangen und doch frei

*Bericht des norwegischen
Häftlings*

Helge Norseth

*geb. am 6. Dezember 1923 in
Luroy / Nordnorwegen,
gestorben am 22. November
2008 in Oslo.*

*Von den elf Stationen seiner
Gefangenschaft werden hier die
wichtigsten genannt:*



*Juni 1942 bis Mai 1943: Grini (bei Oslo). Mai 1943 bis April 1944:
Konzentrationslager Sachsenhausen. Mai bis September 1944: Natzweiler –
Struthof. 17. September 1944 bis 21. März 1945: Außenlager Dautmergen. Nach
Zwischenstationen in Dachau und Neuengamme kam er im April 1945 mit einem der
„Weißen Busse“ nach Schweden.*

*Im Folgenden werden Auszüge aus Helge Norseths Bericht „**Gefangen und doch
frei**“, veröffentlicht im Hänssler-Verlag 1995 / Neuhausen – Stuttgart,
wiedergegeben.*

Gefangennahme

*Helge Norseth arbeitete in Oslo in einer Schüler-Widerstandsgruppe seines
Gymnasiums mit, in der es um die Beschaffung und Verbreitung von ungefälschten
Nachrichten und Flugblättern ging. Die Gruppe flog schließlich auf, Norseth und seine
Kameraden kamen im Mai 1942 in KZ-Gefangenschaft.*

„Staatspolizei, Hände hoch! Du bist verhaftet!“

Sie tasten meinen ganzen Körper nach Waffen ab. Mich überfällt die Angst. Plötzlich wird es am einen Schenkel warm und nass, aber ich merke kaum, dass ich in die Hose gemacht habe.

Sie sind wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen und sagen mit einem hinterhältigen Lächeln: „Na Helge, jetzt wirst du einer ungewissen Zukunft entgegen gehen!“

Es ist 20 Uhr – an einem hellen, warmen Maiabend im Jahr 1942.

Im Gebäude in der Henrik-Ibsen-Straße 7 hat die Staatspolizei, die geheime politische Polizei der norwegischen Nazis, ihr Hauptquartier. Man bringt mich zur Wache.

Das Telefon klingelt. „Er soll erschossen werden“, sagt der Wachmann und schaut mich dabei an. Ich zucke zusammen

„Antworte nur, wenn sie dich etwas fragen, und nur auf das, was sie dich fragen!“ Der gute Rat von Tante Dagny nützt wenig. Mit dieser Art von Antwort geben sie sich nicht zufrieden. Wenn ich nicht mehr weiterspreche, bekomme ich eine Ohrfeige. Sie spielen mit Pistolen und Gummiknüppeln herum. Sie streicheln fast ihre Waffen. Wollen sie mir damit Angst einjagen? Sie stellen pausenlos Fragen, doch immer wieder lauten sie etwas anders. Ich sitze angespannt auf meinem Stuhl und gebe viele verschiedene Antworten. Ich stottere und ringe um Worte. Alles ist verwirrend. Zwei Männer von der Staatspolizei verhören einen Achtzehnjährigen. Zum Schluss weiß ich nicht mehr, wie viele Fragen ich noch beantworten soll. Es ist Nacht geworden, auch in meinem Inneren. Ich bin so unendlich müde, nachdem ich 24 Stunden ohne Schlaf verbracht habe.

Dautmergen – ein Leben in Schmutz und Dreck

Nach der Ankunft auf dem Bahnhof in Schömberg marschieren wir sofort durch die Nacht an den uns unbekanntem Ort.

Steif von der langen Fahrt stolpern wir vorwärts durch die Nacht. Nach vier Kilometern Fußmarsch sehen wir die Lichter des Lagers. Dautmergen besteht aus Zelten, die im Schlamm stehen, vier Ställen und einem elektrischen Drahtzaun. Durchnässt werden wir auf die verschiedenen Zelte verteilt. Wir suchen uns zwischen den schlafenden Körpern einen Platz, wo wir uns auf dem feuchten Stroh ausstrecken können, stehlen uns einen Zipfel von einer Wolledecke und schlafen in den Kleidern.

Einige ziehen ihre Schuhe aus. Am nächsten Morgen findet Sigurd seine Schuhe nicht mehr, eine teuer erkaufte Erfahrung. Barfuß muss er zum Appell erscheinen, hinaus in den Schlamm, der über die Knöchel geht.

Wir müssen lange stehen – bis zum Tagesanbruch. Sie können die Leute ja nicht in die Dunkelheit hinausschicken, weil sonst Fluchtgefahr besteht.

Die abgemagerten Rosen

Meine Kameraden sind ein Strauß lebendiger Rosen, ein zerlumpter Haufen zwar, dreckig und verlaust, mit abgemagerten Körpern. Aber sie sind herrlich, geschaffen nach Gottes Ebenbild. Sie geben mir Lebensfreude und innere Geborgenheit: Johan G. Christiansen (Jottit), Kristian Ottosen, Egil Reksten (Reken) und Trygve Bratteli – ein Strauß lebendiger Rosen. Sie geben mir ihre Fürsorge, ihre Wärme, ihre Unterstützung, ihre Nächstenliebe. Sie helfen mir, wenn ich mutlos bin.

Wir fünf teilen uns zwei Wolledecken. Ich darf als Jüngster in der Mitte liegen und habe es warm und fühle mich geborgen. Die „Rosen“ teilen alles miteinander: Trygve gibt uns von seinem Tabak, Reken stellt seine Tonpfeife zur Verfügung. Auch das Essen, das Bett und die Wolledecken teilen wir miteinander. Abends sitzen wir in der Runde und rauchen Pfeife. Jeder darf zwei Züge machen.

Die bevorzugten Sadisten

Das Lager ist voll von dreckigen, abgemagerten und verlausten Menschen. Doch einige werden bevorzugt: der Lagerälteste, die Blockältesten und ihre Helfer. Sie haben ein totales Terrorregime aufgebaut, das Furcht und Angst verbreitet.

Sind wir nicht als Häftlinge alle gleich? Nein, sie stehlen unser Essen, unser Brot, das Dicke in der Suppe. Es gefällt ihnen zu schlagen und zu treten. Sie tun alles, um andere zu schikanieren und ihnen das Leben noch schwerer zu machen, als es ohnehin schon ist.

Deshalb muss die SS das Lager gar nicht betreten. Die Bevorzugten übernehmen ihren Job. Sie haben alle Macht in der Hand. Niemand fragt, woher sie diese Machtbefugnisse nehmen. Wir wissen es und fürchten uns vor ihnen. So ist es überall: Die bevorzugten Häftlinge üben ihr eigenes Terrorregime aus.

Bahnhofskommando

Die „Rosen“ werden für ihre Faulheit bestraft. Sie müssen auf dem Bahnhofsgelände schwere, sehr schwere Gegenstände verladen. Wir müssen jeden Tag mehrere Kilometer in Regen und Wind, Frost und Schnee zurücklegen. Der Weg ist lang für uns. Aber an unserem Gruppenleiter, an Kristian, haben wir nichts auszusetzen.

Unser Schuhwerk ist schlecht und wir haben keinerlei Handschuhe, so dass wir vor Kälte zittern. Kristian bekommt schlimme Frostbeulen, die er mit dem eigenen Urin reinigt.

Mit den bloßen Händen müssen wir lange Eisenbahnschienen hochheben und sie auf unseren mageren Schultern tragen. Die Hände bleiben am Stahl hängen, so dass sich die Haut ablöst. Auch hier ist es überhaupt kein Vorteil, groß zu sein, denn die Kleinen gehen in der Mitte, ohne etwas zu tragen. Die Kolonne schleppt sich vorwärts. „Los, los!“ Das nützt überhaupt nichts, denn wir können einfach nicht mehr. Es nützt auch nichts, wenn sie uns schlagen.

Stein- und Erdarbeiten

Ich arbeite auf der Anhöhe über dem Dorf mit dem Gänseteich. Große Mengen von Erde müssen fortgeschafft werden, damit der Ölschiefer ans Tageslicht kommt. Wir sind eine internationale Gruppe, mutlos, apathisch und frierend. Das Arbeitstempo ist verhältnismäßig langsam.

Im Dezember ist es eisig kalt. Ich stopfe mir Papiersäcke unter die Jacke. Das wärmt, solange es trocken ist. Aber sie werden im Regen schnell nass. Dann muss ich neue Säcke organisieren, was nicht ganz einfach ist.

Hunger

Der Körper ist abgemagert, die Backenknochen stehen vor, die Augen sind eingefallen. Die Haut ist straff gespannt, wie eine gelbe Membran liegt sie über den Knochen. Der Magen tut weh und fühlt sich wie ein Hohlraum an. Die Beine sehen aus wie Stäbe und sind voller Wasser. Der Körper schleppt sich mühsam vorwärts,

ich habe ihn nicht mehr völlig unter Kontrolle. Ich habe immer wieder Magenkrämpfe. Es ist so, als ob eine Schlange im Magen liegen würde.

Ich fantasiere über das Essen und träume von Frikassee. Ich suche verzweifelt nach Essen und stecke alles in den Mund. Im Traum erlebe ich Fressorgien und es tut weh, wieder zu erwachen.

Schlussendlich bin ich apathisch und uninteressiert und nehme kein Essen mehr zu mir. Alles ist mir egal. Ich habe Blase und Darm nicht mehr unter Kontrolle. Ich bin ein Todeskandidat geworden, ein „Muselmann“.

Nun habe ich keine Kraft mehr zum Weiterleben. Ich bin so alleine und klage: „Wo bist du, Jesus? Du siehst, dass ich es nicht mehr schaffe. Du hast verheißen, bei mir zu sein, Herr. Jetzt bin ich einsam und kann nicht mehr. Ich will sterben!“

Ich versuche, dem Tod nachzuhelfen, esse Salz und trinke von dem Wasser, das durch das Lagertor hereinfließt und einem Tümpel außerhalb entspringt. Es ist das einzige Wasser, das wir haben. Ich weiß, dass das Salz das Wasser bindet und dass das Wasser nicht rein ist. Das macht mir nichts aus. Wie lange wird es noch dauern, bis Schluss ist?

Aber die Hoffnung und der Wunsch weiterzuleben, sind immer noch nicht erloschen. Ich aktiviere meinen Überlebenswillen wie in einem Traum. Aber hat das Träumen überhaupt einen Sinn?

Weihnachten 1944

Meine sechs Landsleute sind alle krank. Ich habe erfahren, dass vier in der Schonungsbaracke und zwei in der Krankenbaracke liegen. Ich will denen in der Schonungsbaracke das Weihnachtsevangelium vorlesen. Aber drei Kameraden sind schon gestorben. Die drei anderen liegen da und schnappen nach Luft. Ihre Brust hebt und senkt sich wie ein Blasebalg. Sie sind nicht mehr ansprechbar.

Ich gehe hinaus, weine und klage Gott heftig an. Ich bete in meiner Not und Angst: „Herr, hilf mir! Hilf mir nicht zu hassen! Hilf mir, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten! Herr, wir sterben so einsam. Warum bist du ferne, Herr? Oder bist du doch da? - Der Weihnachtsbaum steht da, mitten im Dreck. Alles ist still. Diesmal gibt es kein „Stille Nacht, heilige Nacht“, nur das Seufzen, Stöhnen und Weinen von Männern und Jungen. Weihnachten ist ganz nackt und bloß. - Aber das Weihnachtsevangelium fängt in mir zu klingen an. Es erfüllt mich und wärmt mich. Es wird in mir ganz still, und ich lausche dem Lied: „Euch ist heute der Heiland geboren!“ Hier, wo ich mich jetzt befinde, ist der Heiland nahe! - Das ist der Wendepunkt, das ist der Sieg. Auch eine äußere Wiederherstellung? Nein, denn ich bin davon überzeugt, dass ich das alles nicht länger ertragen kann. Aber ich fühle mich frei, wirklich frei. Niemand kann mir diese Freiheit nehmen.

Der vierzehnjährige Pole

Auch der vierzehnjährige Pole ist fern der Heimat. Er muss Heiligabend alleine verbringen und sitzt an einem mäßig warmen Ofen, um bei dieser Wärme und Trost zu finden. Ein um Jahre gealterter Einundzwanzigjähriger streicht dem Jungen über

die Wange. Er dreht mir das Gesicht zu und sieht mich mit tränenerfüllten Augen an. Zwei Menschen haben einander gefunden und stehen einander plötzlich sehr nahe. Er lächelt mich einen Augenblick lang vorsichtig und zögernd an. Das verströmt ein wenig Wärme. Ich denke daran, dass er mein kleiner Bruder sein könnte.

Über fünfzig Jahre später begegneten sich im Frühjahr 1997 Helge Norseth und Jerzy Sztanka im Rahmen der Begegnungswoche der Initiative Gedenkstätte Eckerwald. Helge Norseth ging auf Jerzy Sztanka mit den Worten zu: „Bist du der Junge, dem ich an Heiligabend 1944 bei der Krankenbaracke in Dautmergen begegnet bin?“ Der damals vierzehnjährige Jerzy Sztanka wollte an Heiligabend 1944 seinen Vater in der Krankenbaracke besuchen und erfuhr, dass er bereits gestorben war. (Vgl. den Bericht von Jerzy Sztanka!)



Jerzy (links) und Helge (durch die Pflanze teilweise verdeckt)
1997